

Marianne Hofmann

Augenblickstexte

Jeder hat sein Leben

Bis zu meinem siebzehnten Lebensjahr war ich in einem Kinderheim.

Meine Mutter hat mich gleich nach der Geburt weggegeben. Sie musste ja arbeiten und sie hatte niemanden, der auf mich aufgepasst hätte.

Im Kinderheim gab es fast nur Suppen und Eintöpfe. Auch im heißesten Sommer, Suppen. Die waren manchmal schon sauer. Das Essen der ganzen Woche war darin vermanscht. Ein richtiger Saufräß war das. Bis heute esse ich keine Suppe.

Mit zwei Jahren bin ich zu einer Pflegefamilie gekommen. An meinen ersten Schultag kann ich mich gut erinnern. Als mich die Lehrerin aufgerufen hat, habe ich erst nicht reagiert. Ich wusste ja nicht, dass ich damit gemeint war. Ich hatte ja keine Ahnung. Wieso habe ich einen anderen Namen? Ich war ganz durcheinander. Warum heiße ich nicht wie meine Eltern? Na ja, dann haben sie mir gesagt, dass meine Eltern gar nicht meine wirklichen Eltern sind. Und ich habe immer Papa und Mama zu ihnen gesagt. Das ist das erste, woran ich mich bewusst erinnere.

Bald danach haben mich die Pflegeeltern wieder zurück ins Heim brachten. Warum, weiß ich auch nicht.

Die Zeit im Heim werde ich, solange ich lebe, nie vergessen. Ich war Bettnässer bis zu meinem vierzehnten Lebensjahr. Was bin ich geschlagen worden deswegen! Aber alle Strafen haben nichts genützt. Nachts hat die Schwester ihre Runde gemacht und die Betten kontrolliert. Meines war fast jede Nacht nass. Aber nicht nur meines. Viele Kinder waren Bettnässer, ich würde sagen fünfzig Prozent. Den Rest der Nacht haben wir mit gefalteten Händen kniend vor dem Bett verbracht, das nasse Zeug am Körper.

Am Morgen mussten wir hinaus in den Hof, unsere Bettwäsche und Schlafanzüge waschen. Im Winter hingen die Eiszapfen am Wasserhahn, am Brunnenrand. Danach gab es Tatzen auf die steifen, eiskalten Finger. Ja, ja, die Nonnen! Die frommen Nonnen. Ich habe keine Liebe bei ihnen gesehen. Schon eher Verbissenheit und Hass.

Dann bin ich gefirmt worden. Ich wusste bis zuletzt nicht, ob ich einen Firmpaten haben werde oder nicht. Ich hatte zwar meiner Mutter geschrieben, aber keine Antwort von ihr bekommen. Am Firmtag saß ich mit den anderen im Dom, alle hatten einen Firmpaten neben sich, nur ich nicht. Auf einmal legte sich von hinten her eine Hand auf meine Schulter. Ich drehte mich um und sah einen Mann, den ich nicht kannte. Neben ihm war eine Frau. Das war meine Mutter. Der Mann ist mein Firmpate geworden. Nach dem Gottesdienst sind wir

in ein Wirtshaus gegangen und haben zu Mittag gegessen. Anschließend machten wir einen Spaziergang und zum Abschluss gab es Kuchen und Kaffee.

Danach habe ich lange Zeit nichts mehr von den beiden gehört.

Paare. Wo ich hinschaue nur Paare. Keiner geht mehr allein aus. Schade, dass meine Frau immer zu Hause bleiben will. Das ist das einzige Problem, das wir haben. Sonst gibt es keine Schwierigkeiten. Bei uns lässt jeder jedem das seine machen. Für sie ist wichtig, dass ich da bin und sie nicht allein ist. Sie kann in keinem Restaurant essen, wegen der Allergien. Man weiß ja nie, was die da alles reinton. Und Hotels kommen schon gar nicht in Frage, wegen der Betten, die voller Milben sind. Oh, sie weiß alles. Krank ist sie ja schon seit ihrer Kindheit. Deshalb wollte sie mir ihr Vater auch nicht geben, damals, als wir jung waren. Er hatte einfach Angst um sie. Ich hab dann eine andere Frau geheiratet. Die große Liebe war es nicht. Es ging auch nicht gut. Sie hat sich scheiden lassen.

Eigentlich war ich immer allein. Mit vierzehn musste ich mich entscheiden, was ich werden wollte. Ich hatte keine Ahnung und niemanden, der mir dabei hätte helfen können. Ich war ja sehr klein von Statur, deshalb kam für mich vieles nicht in Frage. Aber ich konnte gut zeichnen und malen. Also bin ich Maler, Anstreicher geworden. Früher gab es ja noch Schriften zu malen und Verzierungen an Wänden und Fassaden.

Weil ich noch immer kein Zuhause hatte, bin ich in ein Lehrlingsheim gekommen. Zu den Salesianern.

Da herrschte auch wieder nur Zucht und Ordnung. Eines Tages hat mich der Pater, der mich betreut hat, zu sich gerufen und mich gefragt, ob ich nicht in den Orden eintreten wollte. Ich hätte dann in die Mission gehen können. Nach Afrika. Afrika wollte er mir schmackhaft machen. Die Landschaft, die Tiere, und dass ich dort ein schönes Leben haben könnte. Aber Afrika hat mich nicht interessiert. Warum, weiß ich nicht. Ich glaube, es war mir zu unheimlich, der Busch, die Tiere...

Als ich dann mit meiner Lehre fertig war, dachte ich, dass ich jetzt zu meiner Mutter nach Hause könnte. Aber als ich an der Tür stand, hat sie nur gesagt: Ja, was willst du denn hier? Dich kann ich nicht brauchen.

Ja, das Leben bietet allerhand Überraschungen.

Ich hab aber auch viel Glück gehabt. Nach zwanzig Jahren habe ich meine Jugendliebe, meine jetzige Frau, wieder getroffen und jetzt sind wir endlich verheiratet. Es geht uns gut, aber dadurch, dass sie so vorsichtig sein muss... Staub und Schmutz sind ja

gefährlich für sie... wäscht und putzt sie so viel. Das strengt sie dann wieder an. Ich sage ihr oft, dass sie das mit der Sauberkeit übertreibt. Kaum hängen die Gardinen einige Wochen, reißt sie sie schon wieder runter, weil sie staubig sind. Na ja... Politisch ist sie auf Draht, das kann ich Ihnen sagen. Und weil sie so vieles interessiert, sieht sie viel fern und geht immer später ins Bett. Sie schläft bis Mittag. Meistens gehe ich am Vormittag einkaufen oder trinke mit meinen Freunden einen Cappuccino, unten im Cafe. Wenn ich dann heimkomme gehe ich ins Schlafzimmer, zieh die Gardinen vorsichtig zurück und frage: Schatz, magst du jetzt einen Cappuccino? Dann steht sie auf. Tja, jeder hat sein Leben.



Marianne Hofmann
Foto: K. Benning

Im Zug nach Köln

Bei Bacherach stürzen die Weinberge herab an die Gleise, sind Igelrücken, jetzt im November. Pflöcke auf kahlen Hängen stechen in die Wölbung des Himmels hinein. Der Rhein hat nicht viel zu tun an diesem Tag, er fließt.

Im Zug die Abteile spärlich besetzt. Ein junges Paar sitzt sich gegenüber. Ihre Kleidung minimalistisch. Ihre Bewegungen getragen. Schmale Hände, Finger zart und lang. Zahnsparren-reguliertes Lächeln. Perfekt. Die Bewegung ihrer Lippen zeigt an, dass sie sprechen.

Das Fenster des Großraumwagens spiegelt die beiden wider. Überblendung der Gesichter in Landschaft und Wolken. Unwirklich, schön.

Der Kellner mit dem Wägelchen kommt. Er ist schlecht rasiert und seine Kellnerjacke verströmt Schweißgeruch. Ich nehme einen Kaffee, die beiden nehmen Sandwiches und Mineralwasser. Ein weißes, dünnes Dreieck, am unteren Ende von einer Serviette umwickelt, von Fingerspitzen gehalten. Hände und Finger scheinen wie fremde Werkzeuge an einem Stück, das Brot sein soll.

Vorsichtig werden winzige Stückchen abgebissen, als könnte man sich verletzen. Als sollten ihre wohlgeformten Lippen nicht mit der Speise in Berührung kommen und es scheint, dass das, was sie zu sich nehmen, wenig mit Genuss zu tun hat. Das Trinken des Mineralwassers geschieht ebenso. Nippen. Der Mund knapp angesetzt, kein Benetzen der Lippen, keine Zunge, die verbessert.

Unwirklich und künstlich erscheint ihr Tun, wie die Spiegelung im großen Fenster des Wagens.

Das fällt mir auf, bei vielen jungen Menschen: der Umgang mit dem Essen. Dieses oft mäklerisch wirkende Gehabe. Dieses Entfernte.

Keine sinnliche Verbindung mit der Nahrung. Stattdessen vorsichtiges Sezieren. Die Gabel senkrecht angesetzt, ein Stückchen aus der Speise gepickt. Kein herzhaftes Zugreifen und Zubeissen, wie jemand, der Hunger hat.

Ist Essen in Zeiten des Schlankeitswahns etwas geworden, dem man vorsichtig, fast misstrauisch gegenübersteht?

Es ist nicht ihre Schuld. Wie Nahrung entsteht, ist kaum noch nachvollziehbar. Hunger haben sie nicht kennen gelernt. Alles ist jederzeit verfügbar. Was nicht gebraucht wird, wandert in den Müll.

Entfremdet den Gerüchen, den Materialien, der Struktur.

Wissen sie, wie eine Karotte, eine Kartoffel in der Hand liegt, wenn man sie schält? Wie fühlt sich der Teig beim Kneten an? Kennen sie den Geruch von feuchtem Moos im schattigen Wald, Duft von Heu auf den Wiesen?

Vertrieben aus dem Paradies der Sinnlichkeit.

Evolution, Veränderung. Hände: Vom Kultivieren des Landes zur Berührung der Computertaste.

Die jungen Menschen sind schön. Der Rhein hat nicht viel zu tun an diesem Tag, er fließt.

Die beiden hier abgedruckten Texte sind dem neuen Buch „Ein rotes Kleid. Augenblickstexte“ von Marianne Hofmann entnommen.

NEUERSCHEI-

Marianne Hofmann: Ein rotes Kleid. Augenblickstexte,

Klappenbroschur, 144 S., vorauss. 13,80 Euro, ISBN 978-3-929517-89-7

Der Band enthält ca. 60 kleine Texte, die Augenblicke des eigenen Lebens wie auch Begegnungen mit Menschen und Beobachtungen in der Natur einfangen.

Marianne Hofmann, geboren 1938 in Rohr (Niederbayern) und dort aufgewachsen; verbrachte einige Jahre in Berlin und Liverpool und begann dort zu schreiben, seit 1985 lebt sie wieder in München. Im *lichtung verlag* erschien 2008 der Gedichtband „Der Klang des Wassers“.